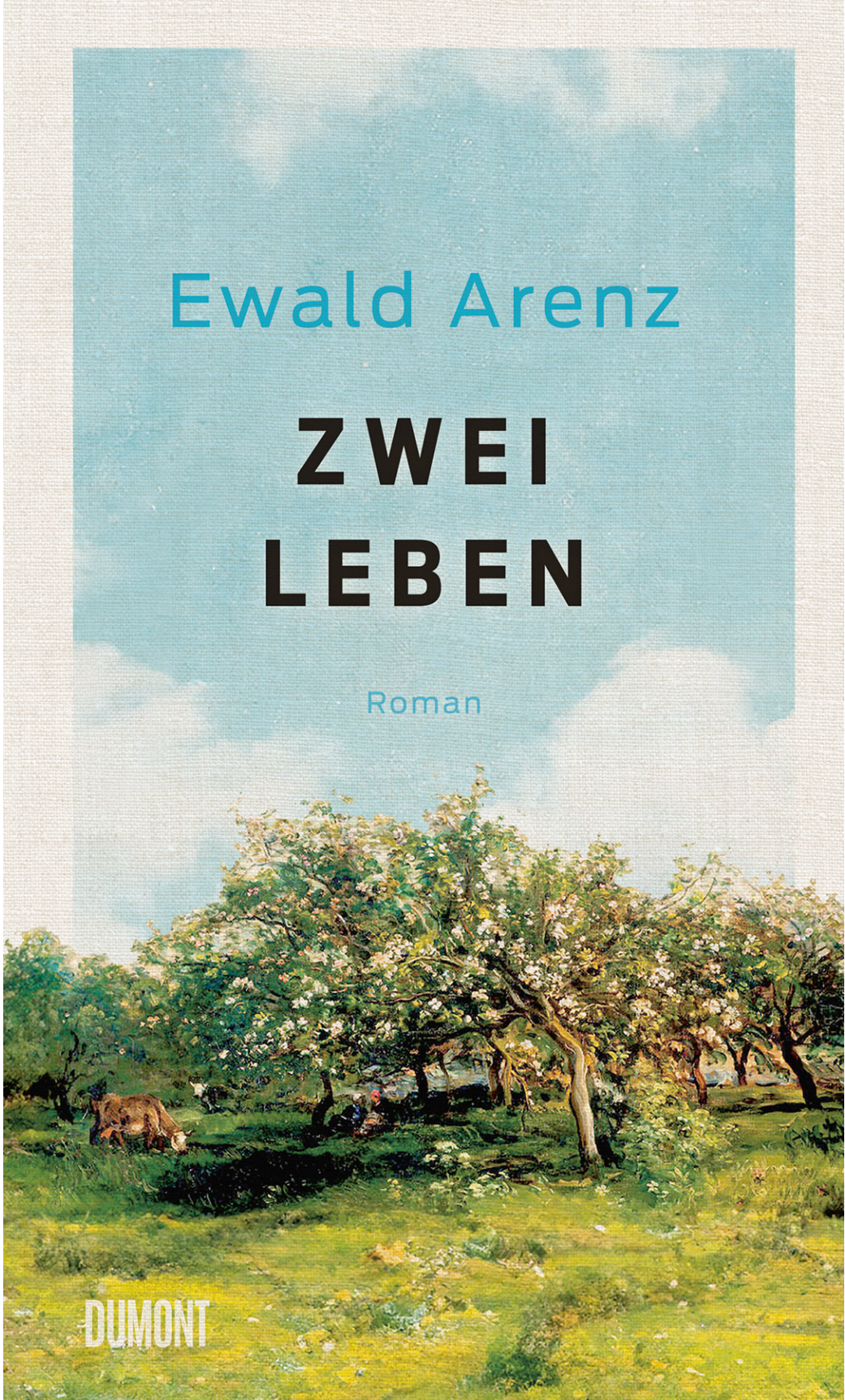


Ewald Arenz

**ZWEI
LEBEN**

Roman

DUMONT



Ewald Arenz

ZWEI LEBEN

Roman

DUMONT

1971 in einem Dorf in Süddeutschland.

Als einziges Kind ihrer Eltern gibt es für Roberta keine andere Zukunft als die, einmal die Bäuerin auf dem Hof zu sein. Hier auf dem Land sind Vergangenheitsbewältigung, Kriegsdienstverweigerung, Feminismus, Popkultur und Miniröcke nichts, womit man sich beschäftigt. Hier zählen Arbeit, Gehorsam und moralisches Verhalten. Doch Roberta träumt davon, eigene Kleider zu entwerfen, auch wenn sie genau weiß, dass das ein Traum bleiben wird. Zugleich liebt sie ihren Hof und die körperliche Arbeit in der Natur, in der sie sich zu Hause fühlt. Und dann gibt es da noch den Pfarrerssohn Wilhelm, ihren Freund aus Kindertagen. Die beiden verlieben sich ineinander.

Wilhelm ist nicht nur für Roberta der Grund, im Dorf zu bleiben. Auch seine Mutter Gertrud bleibt wegen ihres Sohnes. Im Gegensatz zu Roberta hasst sie das Landleben und wünscht sich nichts mehr, als weggehen zu können, hinaus in die Welt.

Bald sind beide Frauen gezwungen, ihr Leben zu überdenken und Entscheidungen zu fällen, die nicht nur für sie alles verändern.



© Ilka Birkefeld

Ewald Arenz, 1965 in Nürnberg geboren, hat englische und amerikanische Literatur und Geschichte studiert. Er arbeitet als Lehrer an einem Gymnasium in Nürnberg. Seine Romane und Theaterstücke sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Mit ›Alte Sorten‹ (DuMont 2019) stand er auf der Liste »Lieblingsbuch der Unabhängigen« 2019 und sowohl als Hardcover wie als Taschenbuch auf den Spiegel-Bestsellerlisten. Sein Roman ›Der große Sommer‹ (DuMont 2021), ebenfalls als Hardcover und als Taschenbuch erschienen, erhielt 2021 die Auszeichnung »Lieblingsbuch der Unabhängigen«. Der Roman ›Die Liebe an miesen Tagen‹ (DuMont 2023) stand auf Platz 1 der Spiegel-Bestsellerliste. Der Autor lebt mit seiner Familie in der Nähe von Fürth.

Ewald Arenz

Zwei Leben

Roman

DUMONT

Von Ewald Arenz sind bei DuMont außerdem erschienen:

Alte Sorten
Der große Sommer
Das Diamantenmädchen
Ein Lied über der Stadt
Die Liebe an miesen Tagen
Der Duft von Schokolade

E-Book 2024

© 2024 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG, Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln,
info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns
explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Apple Blossoms – by Charles-François Daubigny, 1873 © FineArt/Alamy
Stock Photo

Satz: Angelika Kudella, Köln

E-Book Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN E-Book 978-3-7558-1061-2

www.dumont-buchverlag.de

Sie hätte auf den Bus warten können, aber der Nachmittag war sonnig, und außerdem war es gut, Zeit fürs Ankommen zu haben. Besser nach Hause gehen, auch wenn sie daheim den Kopf schütteln würden über den doppelten Weg. Den Koffer konnte sie ins Schließfach geben und morgen holen. Sie hatte nichts darin, was sie an diesem Tag noch brauchen würde.

Es hing eine schläfrige, heiße Stille über den Straßen der Stadt, der April war ungewöhnlich warm. Ein alter Herr, der im Eiscafé saß, hatte seinen Stuhl dicht an die Mauer der Stadtkirche in den Schatten gerückt, las Zeitung und rauchte seine Zigarre. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass man bei dieser Hitze rauchen mochte. Ein, zwei Autos fuhren über den Platz; die meisten standen hitzeflirrend am Straßenrand und warteten auf gar nichts. Ein paar Kinder am Schweppermannsbrunnen hatten die Sandalen ausgezogen und saßen auf dem steinernen Rand, die Füße im Wasser. So etwas hatte sie als Kind nie gemacht. Bei ihnen im Dorf gab es keinen Brunnen, der noch benutzt wurde. Es sah aus, als würde es Spaß machen.

Sie war froh, dass sie heute Morgen die Hosen doch in den Koffer getan und das Kleid angezogen hatte, obwohl es noch so frisch gewesen war. Jetzt war das Kleid genau richtig, und wenn sie erst aus der Stadt herausen war, würde sicher ein Wind gehen.

Die Häuser wurden weniger und die Gärten größer. Ein letztes Mietshaus stand verloren auf einer Wiese. Dann war die Stadt auf einmal zu Ende. Auf der kleinen Brücke über die Umgehungsstraße blieb sie einen Augenblick stehen. Die Apfelbäume entlang der einsamen Landstraße. In der Ferne, auf dem Berg, die Festung. Der Bach, der wenig mehr war als ein Abzugsgraben. Wieder daheim. Sie hatte fast vergessen, wie es war, wenn man auf viele Kilometer keinen einzigen Menschen sah.

Sie nahm den langen Weg durch das Tal. Zwei Gehstunden, aber ein Stück des Weges verlief durch den Wald an der Quelle vorbei. Schöner als der kurze mit dem steilen Anstieg an der Hauptstraße entlang; sie hatte ja Zeit. Daheim erwarteten sie sie erst morgen, und ihre Leute waren sowieso auf dem Feld.

Das Laufen nach der langen Zugfahrt tat wohl. Überhaupt war es gut, eine lange Strecke gehen zu können. Die letzten drei Jahre hatte sie so viel gesessen. An der Nähmaschine oder in der Berufsschule. Sie war immer dankbar gewesen, wenn sie am Zuschneidetisch stehen konnte oder im Lager bei den Stoffen helfen musste. Im Winter ging es noch. Da kam man daheim auch manchmal nur morgens und abends aus dem Haus, um beim Melken oder beim Ausmisten zu helfen. Aber im Frühling, im Sommer, im Herbst ... da hatte sie sich immer danach gesehnt, draußen sein zu können. Die Schneiderwerkstatt in einer kleinen Textilfabrik am Rande der Großstadt zwischen Brauerei und Spedition; die hohen Fenster vom ewigen Stoffstaub immer so trüb, dass die Sonne in den Räumen nie ihre wirkliche Farbe hatte. Wie hätte sie da die Kleider nähen können, die nach und nach in ihrem Kopf entstanden waren, wenn sie an die satten Farben im Dorf dachte? Das Zimmer bei der Tante wiederum hatte nur ein Dachfenster gehabt. Keine hellen Jahre. Aber im Nachhinein gab sie dem Vater recht. Es war gut, einen Beruf zu lernen. Man wusste nie. Aber genauso gut war es, zurückzukommen.

Als sie Mühlendorf erreichte, blieb sie einen Augenblick stehen. Der Wind kam vom Hügel herab und brachte den Duft von Gras mit. In der Stadt, wenn sie die Rasen mähten, roch es manchmal so ähnlich, aber es war nur wie eine müde Erinnerung an diesen kraftvollen und zugleich lichten Geruch, der Frühling hieß. Man sollte ein Kleid aus diesem Duft machen können. Es müsste, natürlich, grün sein, aber durchsetzt von farbigen Flecken wie Blüten und schmalen, hellen Streifen wie letztjährige Weizenhalme.

Egal. Sie hatten sowieso fast immer nur hässliche Kleider gemacht. Die Zeit in der Schneiderei war endlich vorbei.

Sie passierte die Mosterei, die um diese Jahreszeit verlassen dalag. Ansonsten war es hier in dem Dorf lebhafter als in der Stadt. Vom vorbeifahrenden Traktor herab grüßte sie einer. Sie nickte, obwohl sie sich nicht an ihn erinnern konnte. Mühlldorf lag für sie aus Salach jenseits des Bühls, da kam man im Jahr nur einmal zum Mosten her.

Allmählich wurde ihr heiß. Der schmale Weg vom Dorf zum Wald hin stieg leicht an. Auf dem Feld rechts von ihr hatten sie Kartoffeln gesetzt, und es wurde schon Zeit, sie anzuhäufeln. Wo der Vater wohl dieses Jahr Kartoffeln anbaute? Im Eichental vielleicht. Nein, da hatten sie geerntet, bevor sie die Lehre angefangen hatte. Dann am Steinbruch womöglich.

Der Steinbruch. Am Steinbruch hatten sie immer gespielt, früher. Manchmal hatte sie wach gelegen, in ihrem Zimmer bei der Tante, und hatte durch das Dachfenster in den Himmel geschaut. Mit etwas Glück war der Mond darüber hinweggezogen, dann war etwas zum Anschauen da gewesen. An den Winterabenden, wenn sie zum Rodeln am Steinbruch gewesen waren und die Zeit vergessen hatten, da hatte der Mond auch manchmal schon am Himmel gestanden, und sie hatten gewusst, sie würden es kriegen, weil sie zu spät für den Stall zurückgekommen waren. Hatte sich trotzdem immer gelohnt.

Sie war am Waldrand angelangt. Dort, wo früher der Bach unter dem Weg durch einfach in die Wiese geflossen war, hatten sie jetzt ein Becken gebaut. Sie wusste erst nicht, was es sein sollte. Für ein Bewässerungsbecken war es zu klein. Dann sah sie die Tafel. Die beiden Holzpfähle, an die sie geschraubt war, glänzten hell wie frisch entrindet und rochen auch noch nach Fichte. Ein Kneippbecken, hieß es. Anscheinend sollte man an dem Geländer in der Mitte entlang durchs kalte Wasser laufen. Sie musste lächeln. Der Bach hätte es auch getan, oder? Am Waldrand hatten sie sogar geschottert. Ein Parkplatz. Na ja, hier hatten sie jetzt anscheinend einen Fremdenverkehrsverein.

Aber die Tafel hatte sie auf einen Gedanken gebracht: An der Einmündung zum Waldweg blieb sie stehen und streifte die Schuhe ab. Als Kind war sie im Sommer immer barfuß gelaufen. Jetzt spürte sie Aststücke oder Steine sehr deutlich. Stadtkind geworden, dachte sie fast verächtlich.

In der Ferne ein Kuckuck. Sein eintöniges Rufen hatte immer schon Frühjahr geheißen. Sonst war es sehr still im Wald. Kein Wind. Nur das klare Wasser in seinem Bett aus Tuffstein hörte sich eilig an. War die steinerne Rinne höher geworden? Es kam ihr fast so vor. Aber was konnte in drei Jahren schon gewachsen sein? Ihre Lehrerin hatte einmal gesagt, dass es hundert Jahre gedauert hatte, bis sich der Bach sein Bett aus Kalk hatte bauen können. Weil der Bach sich aus dem Berg, aus dem er kam, den Stein mitnahm. Weil man bei jedem Wasser sagen konnte, wo es herkam. So war sie wohl auch. Etwas vom Dorf war immer in ihr, wie der gelöste Stein im Wasser war.

Oben, wo die Quelle aus dem Felsen sickerte, hatte sie noch kein Bett. Da war nur eine flache Kuhle, wo sich das Wasser sammelte, bevor es weiterfloss. Roberta kniete sich hin, schöpfte es mit beiden Händen und trank lange, bevor sie wieder aufstand und den Rest bergan stieg.

Sie trat ein paar Dutzend Meter unterhalb der Kuppe aus dem Wald. Das Sträßchen lag fast leuchtend in der Sonne, und sie zog die Schuhe wieder an, froh, dass sie an der Quelle getrunken hatte. Rechts und links wichen die Fichten zurück, und das Land wurde weit. An der Gabelung zögerte sie kurz. Über Pfraunfeld war es ein kleines Stück weiter, aber die Straße schattiger, weil es noch einmal durch den Wald ging. Andererseits war es schön, die Hitze auf den Schultern zu spüren. Sie ging gleichmäßig, es war gut, ausschreiten zu können. Von hier oben sah sie weiter im Norden die Landstraße liegen, auf der ab und an ein Auto fuhr, ohne dass sie es hätte hören können. Der Wind kam von Südwesten. Hoch über ihr surrte ein Flugzeug durch den leeren Aprilhimmel. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Fliegen. Wie sich das wohl anfühlte?

Am Friedhof schloss der alte Satzinger gerade das Tor, als sie das Dorf erreichte. Den gab es immer noch. Eigentlich war sie nicht einmal ganze drei Jahre fort und an Weihnachten und die zwei Urlaubswochen im Sommer zum Helfen daheim gewesen, aber in diesem Moment kam es ihr so vor, als wäre sie ihm als Kind das letzte Mal begegnet. Seltsam.

»Sel, die Strasser Roberta«, sagte er in dem schweren Salacher Zungenschlag, »bist wieder daheim?«

Sie hätte fast gelacht. Nichts sagte ihr mehr, dass sie wieder daheim war, als dieses lang gezogene, bedächtige »sel«, das in der Stadt niemand verstand und das alles heißen konnte, »aha« und »wohl« und »soso« und »schau an«.

Sie nickte. Der Satzinger drehte den Schlüssel im schwarz geschmiedeten Schloss des Friedhofstors. Sie kannte es nicht anders, als dass er nach der Kapelle schaute, die alten Kränze auf den Mist warf und das Gras zwischen den Gräbern schnitt. Hier war schon immer alles gewesen wie immer.

»Den Vater wird's freuen«, nickte auch er wie zur Bestätigung. »Es ist Arbeit genug am Hof.«

Ja, dachte sie, als sie weiterging. Aber auch das war immer so gewesen: Arbeit genug.

Gertrud hängte Wäsche auf, als sie Roberta über den Dorfplatz auf den Hof der Eltern zugehen sah. Sie hasste Wäscheaufhängen, aber besser im Pfarrgarten als auf dem Dachboden wie im Winter. Und sie hasste es eigentlich auch, dass sie wusste, dass es Roberta war, die da nach ihrer Lehre in der Stadt – was war es gewesen? Verkäuferin? – wieder nach Hause zurückkehrte.

Fünf Jahre, hatte es damals geheißen, hatte Hermann damals gesagt, als er hierher versetzt worden war. Fünf Jahre, und dann bewerbe ich mich in die Stadt. Das ist meine erste Gemeinde, ich kann keine Ansprüche stellen, und überhaupt muss man überall wirken können als Pfarrer. Zwanzig Jahre waren daraus geworden. Wilhelm war anderthalb gewesen, als sie in dieser Eisburg angekommen waren. Schüröfen im Wohnzimmer und im Esszimmer. Keine Heizung im Kinderzimmer oder im Gästezimmer oder im Schlafzimmer. Im Winter Frostblumen an den Scheiben, und wenn man abends den Tee auf dem Fensterbrett hatte stehen lassen, dann war morgens eine dünne Eisschicht in der Tasse. Wie sie um die Ölöfen hatte kämpfen müssen! Der Kirchenvorstand ... alles Bauern. Bei uns heizt auch keiner die Schlafstube. Die Gemeinde hat kein Geld. Die Orgel gehört überholt. Das Ziffernblatt der Kirchturmuhre wollen wir schon lange austauschen. Und warum sie kein Gemüse anbaue im Pfarrgarten wie alle anderen. Dann wäre nämlich Geld genug da für einen Ofen, den dann die Gemeinde nicht bezahlen müsste.

Nein. Natürlich heizte keiner die Schlafstube. Die war bei denen neben dem Stall, da war es warm genug.

Es war nicht nur wegen ihr. Wilhelm hätte sie gewünscht, dass er nicht nur hier aufgewachsen wäre. Nicht zehn Kilometer mit dem Rad fahren müssen, wenn man ins Kino wollte. Oder jeden Tag so früh aufstehen müssen, weil er den Bus zur Oberschule nahm. Ein einziger Junge aus dem

Nachbardorf war auch aufs Gymnasium gegangen, und wie es so war – er und Wilhelm hatten sich nie leiden können. Wilhelm war ein Stiller, aber er wusste, wen er mochte und wen nicht. Vielleicht kam er zu sehr nach seinem Vater.

Wenn sie seine Freunde nicht manchmal mit in die Stadt ins Bad mitgenommen hätte, dann könnte hier im Dorf immer noch keiner schwimmen. Roberta auch, erinnerte sie sich. Die war auch immer unter denen gewesen, mit denen Wilhelm gespielt hatte. Vielleicht hatte sie die Lehre in der Stadt auch deshalb gemacht. Weil sie schon mal was anderes gesehen hatte als immer nur das Dorf.

Sie schlug das schwere, nasse Laken aus und klammerte es an die Leine. Immerhin war Frühling.

Der Hof war leer, die Eltern auf dem Feld. Sie ging durch den Stall ins Haus; die hintere Tür war nie zu. In der Stadt schlossen sie immer alle Türen ab, das hatte sie am Anfang gewundert. Aber dann auch wieder nicht. Die waren sich ja alle fremd. Hier schlossen sie immer nur die Haustür zu, wenn sie weggingen. Das Wertvolle war ja nicht im Haus, sondern in den Ställen und Scheunen, und die konnte man eh nicht alle zusperren.

In der Küche war es fast wärmer als draußen. Sie befühlte das Wasserschaff – es war noch heiß. Also hatte die Mutter gekocht, und das hieß, dass sie auf keinem der weiter entfernt liegenden Felder waren, wenn sie zu Mittag hatten heimkommen können. Der Geruch nach Holzfeuer – das hatte ihr gefehlt in der Stadt. Die ewige Hitze in der Küche nicht. Aber die Mutter würde niemals einen elektrischen Herd wollen. Nicht, weil sie gegen das Neue war. Schließlich hatten sie jetzt auch eine Melkmaschine. Aber das Holz kostete sie nichts. Der Strom schon.

Sie ging kurz nach oben auf ihre Stube. Alles wie immer. Das Bett frisch bezogen. Hier war es gleich kühler, weil die Mutter das Fenster musste aufgetan haben, bevor sie aufs Feld gegangen war. Sie nahm ein Buch aus dem Regal, das ihr der Vater gezimmert hatte, als es immer mehr geworden waren. *Sturmhöhe*. Das hatte sie immer gemocht. So voller Kraft. Und darin auch eine, die auf einem Hof groß geworden war. Sie wog das Buch in der Hand, ohne es aufzuschlagen. Alte Geschichten.

Sie trat ans Fenster. Über dem hohen Scheunendach der Kirchturm. Nie war der Blick anders gewesen. Der weiche Glockenschlag hatte von Anfang an die Tage ihrer Kindheit gezählt und ihre Mädchenjahre. Das Abendläuten im Winter um sechs, im Sommer um acht. Der Vater im Stall nahm dann die Mütze ab und betete ein schnelles Vaterunser, obwohl er vom Pfarrer nicht viel hielt. Ob er an etwas glaubte? Wahrscheinlich tat er es nur, weil alle es taten. Weil es Herkommen war, und wenn man einmal

anfang, das Hergekommene zu lassen, dann flog alles auseinander. Sie lächelte. Ja. Wahrscheinlich war es hier so. Wenn man das Hergekommene ließ, dann flog alles auseinander.

Sie sah noch einmal auf das Buch. Da war es auch so, dass alles auseinandergeflogen war. Sie stellte es zurück ins Regal zu den anderen. Obwohl das Buch schon so alt war: Diese Geschichte hatte sie immer berührt.

Es hielt sie nicht im Haus. Das Dorf war nachmittagsstill und die Gassen fast so leer wie an einem Sonntag. Sie holte sich das Fahrrad der Mutter aus der Scheune. Als sie auf die Hauptstraße abbiegen wollte, musste sie warten. Der Postbus kam und fuhr die Haltestelle an. Es war trotz der Jahre in der Stadt immer noch genug Dorf in ihr, dass sie nicht gleich weiterfuhr, als der Bus an ihr vorbei war, sondern dass sie wartete, bis alle ausgestiegen waren. Diese selbstverständliche Neugier, die es hier gab. Vielleicht konnte man es gar nicht Neugier nennen. Vielleicht war es ein selbstverständliches Wissenwollen. Wer kam und wer ging? In der Stadt gab es viel zu viele Menschen, da interessierte es niemanden, aber hier? Hier war es wichtig.

Sie hatte die Unterarme auf den Lenker gestützt und sah den Schmied Walter aussteigen und die Betty vom Hörnleinshof. Die war wohl beim Arzt gewesen, so wie sie sich aufgeputzt hatte, obwohl sie doch schon über fünfzig war. Es hieß, dass sie gerne zum Arzt ging und öfter als eigentlich nötig.

Ich habe das alles noch im Kopf, dachte sie ärgerlich. Wozu? Was geht's mich an, wenn die Hörnleins Betty gern zum Arzt geht. Ihr Mann ... na, jeder wusste, dass der nicht gegen sie aufkam. Gerade, dass er nicht kleiner war als sie, aber ganz sicher nicht so stark. Wenn die aufs Feld fuhren, dann saß er hinten auf dem Traktor.

Sie schüttelte unwillig den Kopf über sich. Jetzt dachte sie doch weiter und wollte das gar nicht. Sie hob sich aus dem Sattel und wollte los, als der Wilhelm hinter dem anfahrenden Bus auftauchte. Er sah sie und hob nach einem kurzen Zögern die Hand als Zeichen des Wiedererkennens.

»Roberta. Bist du wieder da oder nur auf Urlaub?«

Er sah nicht mehr so sehr wie der Junge aus, den sie in Erinnerung hatte.

»Die Lehre ist vorbei. Ich bin jetzt wieder auf dem Hof. Die Eltern brauchen mich da. Und du? Studierst du jetzt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Noch nicht. Meine Mutter hat es eigentlich gewollt, weil ich dann nicht zum Militär hätte müssen, aber ich hab gedacht ...« Er zögerte einen Augenblick, als ob er nachdächte, dann machte er sich gerade. »Ich mache gerade Zivildienst. Im Krankenhaus.«

»Du hast verweigert?«

Sie kannte niemanden im Dorf, der verweigert hätte. Man schloss die Schule ab, man machte seine Lehre, und dann ging man zum Bund. Wenn sie ein Junge gewesen wäre ... sie überlegte einen Augenblick. Ja, vielleicht. Vielleicht auch nicht. Sie hatte sich noch nie Gedanken darüber gemacht. Es betraf sie nicht.

»War es schwer?«

Wilhelm schüttelte den Kopf.

»Der Papa hat mir geholfen. Allein hätte ich es nicht schreiben können. Die Anhörung war streng, aber sie haben mich dann doch durchgelassen.«

Wie selbstverständlich er »Papa« sagte. Sie hatte den Vater niemals anders als »Vater« genannt. Sie musste lächeln und sah für einen Augenblick nach unten, weil er es nicht sehen sollte. Aber er hatte es schon bemerkt.

»Was denn?«, fragte er höflich.

»Nichts. Ich fahre zum Steinbruch«, sagte sie schnell, weil sie nicht wusste, wie sie hätte erklären sollen, dass es ... so seltsam zärtlich klang, wie er vom Herrn Pfarrer sprach.

»Ah.« Er wandte sich zum Gehen. »Na, es ist schön, dass du wieder da bist, Roberta.«

Er ging, die Hände in den Hosentaschen, mitten auf der Gasse in Richtung Pfarrhaus. Er war immer ein bisschen komisch gewesen, zwischen scheu und wild, der Wilhelm.

Sie stieg endgültig auf und trat in die Pedale; auf einmal in Eile, aus dem Dorf herauszukommen, bevor sie mit noch jemandem reden musste.

In der Kastanie am Ortsausgang bildeten sich allmählich die Blütenkerzen. Noch kein Nektar, deswegen schwärmten die Bienen woanders. Sie war lange nicht mehr mit dem Rad gefahren. In der Stadt hatte sie keins gehabt und zur Schneiderei sowieso immer die Tram nehmen müssen. Der Fahrtwind war schon sommerlich weich und der Himmel immer noch hoch, obwohl es bald auf den Abend zugehen würde. Auf dem Feld neben ihr waren die Rüben bereits aufgelaufen und würden bald gehackt werden müssen. Wenn der Vater welche angebaut hatte. Auf dem Feld draußen an der Teufelsmauer sicher nicht, da war der Boden sandig.

Sie schüttelte den Kopf, ärgerlich über sich selbst. Morgen war Zeit genug für diese Gedanken, heute war sie noch frei.

Auf dem Feldweg, der von der Landstraße abbog, standen Pfützen in den Schlaglöchern, die immer wiederkamen, auch wenn man sie noch so oft mit Ziegelschutt auffüllte. Es musste geregnet haben. Sie wich den größten Lachen aus, aber ab und zu rollte sie doch spritzend durch und hob dann rasch die Füße von den Pedalen. Hier waren sie oft gewesen. Wilhelm auch manchmal. Dieses eine Mal war er auf jeden Fall dabei gewesen. Komisch, dass es sie trotzdem immer wieder hierherzog. Alle paar Monate, wenn es daheim zu viel wurde, eine Zeit lang sogar fast jede Woche. Vom Dorf kam keiner hierher, außer vielleicht die Jäger, aber die waren nachts da oder in der Frühe.

Es war schön, dass alles blühte. Blühen versprach die Frucht, sah schön aus und bedeutete noch keine Arbeit. Die war noch weit weg. Das Äpfelauflesen und die Kartoffelernte und das Rübenhacken und ... und schon wieder waren ihre Gedanken bei der Arbeit, dabei rollte sie eben an den Holunderhecken vorbei, die so dunkelsüß dufteten. Zum Steinbruch ging es leicht hügelan. Er lag unterhalb des Waldes, der über die Jahre immer näher an seine Kante herangewachsen war, seit der Steinbruch aufgelassen wurde. Kurz davor gabelte sich der Weg, und sie entschied sich für den breiteren, der steil bergab ging; da, wo früher die Fuhrwerke direkt in den Bruch gefahren sein mussten, um die Steine aufzuladen. Dort unten hatten sie immer gespielt, wenn sie es ungesehen aus dem Hof geschafft hatte. Räuber und Schander. Indianer. Krieg. Die Amis hielten im Herbst

immer ihre Manöver im Wald ab, und manchmal hatten sie Patronenhülsen gefunden, aus denen sie sich dann Cowboygürtel bastelten. Und einmal eine Handgranate, aber die hatten sie versteckt, weil der Wolfgang gesagt hatte, dass sie zu gefährlich war. Cowboy hatte sie nie sein dürfen. Indianerin eben. Aber Räuber schon. Dagegen konnten sie nichts sagen.

Sie lehnte das Rad an einen der riesigen Blöcke, die hier immer noch herumlagen. Wenn sie den Steinbruch heute so ansah, dann kam es ihr vor, als hätten sie von einem Tag auf den anderen mit der Arbeit aufgehört. Nach der letzten Sprengung vielleicht. Ein paar der Brocken waren schon rechteckig zugerichtet, aber sie waren nicht mehr abgeholt worden.

Von den Steinen ging eine Hitze aus, die gar nicht zum späten April passen wollte. Viel wuchs nicht hier unten. Ein paar Disteln. Steinbrech natürlich. Und da, wo sich im Laufe der Zeit angewehtes Laub gesammelt hatte, ein paar Brennesselinseln.

Sie hatten ihnen den Steinbruch immer verboten, streng sogar. Wegen der losen Steine und der Abbruchkante, hatten die Eltern gemeint. Der alte Satzinger wiederum hatte behauptet, da läge noch Munition aus dem Krieg. Und der Bürgermeister hatte irgendwann ein Schild am Zaun anbringen lassen: Betreten verboten. Einsturzgefahr. Was genau hätte einstürzen sollen, war ihnen nie klar gewesen. Aber vor dem Sommerkeller am Rand des Bruchs hatten sie von sich aus schon Angst gehabt. Keiner von ihnen hatte sich jemals tief in die Höhlen getraut. Der Wolfgang hatte behauptet, es gäbe einen Gang bis hinein ins Dorf, in den Keller vom Pfarrhaus, noch von irgendeinem Krieg von ganz früher. Sie musste lächeln, wenn sie daran zurückdachte. Ihre Fackeln hatten nie gebrannt. Gerade, dass sie noch glommen, wenn man ein paar Meter hineingegangen war. Der Wilhelm hatte einmal Kistenspäne mitgebracht, die er vorher mit Kerzen abgerieben hatte. Die leuchteten wenigstens ein wenig, aber sobald das Wachs weggebrannt war, gingen die auch aus.

Sie suchte den Weg zum Eingang des Sommerkellers. Früher hatten sie das Bier da gelagert und das Eis. Es gab im Umkreis von fünfzehn Kilometern keinen See und keinen Fluss, deshalb hatten sie im Winter das Eis von weit her holen müssen, aus einem Weiher bei der Anlauer

vielleicht oder noch weiter im Süden. Das hölzerne Gatter hing schief in den Angeln. Im Eingang des Kellers wuchsen ebenfalls Brennesseln und ein wenig Gras, so weit das Licht reichte. Sie legte den Kopf zurück und sah nach oben. Das frühere Wirtshaus war direkt über den gemauerten Eingang gebaut worden, und es hatte denselben Namen gehabt: Zum Sommerkeller.

Warum kam sie immer wieder her? Sie konnte es nicht sagen. Nur, dass es sie immer wieder hierherzog. Wie eine seltsame Lust war es, ein kleiner Schmerz, den man immer wieder fühlen musste. Sie hatte als Kind ihre Wunden nie in Ruhe lassen können. Aber das allein war es nicht. Es war auch das immerwährende Rätsel, zu dem man immer wieder zurückkehren musste.

Das Haus war noch verfallener als damals. Einen der hölzernen Läden hatte es wohl bei einem Sturm heruntergehauen. Er lag auf der völlig überwachsenen Außentreppe zum Wirtshausgarten hinauf und verrottete da. Die anderen hingen schief in den Angeln. In ein paar Fenstern fehlte das Glas. Vielleicht war der Kitt so alt geworden, dass sie einfach herausgefallen waren – sie sah keine Scherben. Am Ende war das damals auch schon so gewesen; sie erinnerte sich nicht. Aber die kleine Birke, die aus dem Mauervorsprung vor den Fenstern im ersten Stock wuchs, die hatte es noch nicht gegeben, da war sie sich sicher.

Sie stand im völlig verwilderten Biergarten vor dem Eingang. Die verrosteten, nackten Metallgestelle der Stühle lagen im hohen Gras herum, kaum noch sichtbar, die hölzernen Sitzflächen längst herausgewittert. Die Kastanie in der Mitte wölbte sich über den gesamten Garten. Es musste ein schönes Wirtshaus gewesen sein. Der Vater hatte erzählt, dass seine Eltern vor dem Krieg hierher zum Tanz gekommen waren, am Samstagabend oder manchmal, wenn Kirchweih war, auch an den Sonntagnachmittagen im Sommer. Das lag schon lange zurück, dachte sie, als sie zu den Gastzimmern hochsah, sie war noch ein Kind gewesen. Dann trat sie in den Gang. Wie damals.

Wilhelm, Wolfgang und sie. Sie wussten, es war verboten. Ende Februar musste es gewesen sein. Die Nächte noch frostig, und Schnee war auch

noch gelegen. Aus dem Grund waren sie überhaupt hergekommen. Noch einmal rodeln, bevor der Winter ganz vorbei war. Aber auf dem Feld unterhalb vom Wald hatte es schon angefangen zu tauen; der Schnee war schwer und schmutzig gewesen, und der Schlitten hatte nicht mehr rutschen wollen. Dann waren sie zum Steinbruch gelaufen und hatten das Wirtshaus entdeckt. Der Wolfgang hatte eigentlich nicht mitkommen wollen, der Schisser. War er heute noch, dachte sie.

Der Vater haut mich recht her, hatte er gesagt. Immer wieder. Bis der Wilhelm stehen geblieben war und gesagt hatte: Du kannst auch heimlaufen. Roberta und ich gehen auf jeden Fall.

Dabei hatte er sie angesehen, als wollte er wissen, ob das stimmte. Es hatte gestimmt. Obwohl sie wusste, obwohl das ganze Dorf wusste, dass der Vater vom Wolfgang wirklich so war. Schellen gab es bei allen. Aber der Vater vom Wolfgang nahm den Gürtel oder auch Haselgerten, und die zündeten so, dass einem die Haut aufplatzte. Wolfgang hatte es ihnen einmal vorgemacht, nach der Schule auf dem Kirchhof, und alle hatten es sich geben lassen. Weil keiner feig sein wollte, aber Wolfgang hatte so zugehauen, dass Wilhelm an der Schulter wirklich geblutet hatte.

Neun oder zehn mussten sie gewesen sein. Sie wusste es nicht mehr genau. Zusammen hatten sie die Tür aufgezogen. Sie hatte sich nur schwer drehen lassen; das Holz aufgequollen von der Winternässe und die Angeln rostig von der Zeit. Der Gang dunkel, aber im alten Gastraum war es hell und eisig gewesen. Auf einem der Tische am zerbrochenen Fenster sogar ein angewehter Haufen Schnee, aus dem es gleichmäßig auf den Boden tropfte. Wolfgang hatte aus Spaß den Lichtschalter gedreht, aber natürlich gab es hier schon lange keinen Strom mehr. An den Zapfhähnen hatten sie gespielt, und dann hatte Wilhelm angefangen, die Biergläser aus den Regalen in den Raum zu schmeißen. Hatte er einfach so gemacht. Schließlich sie und sogar Wolfgang. Lachend und schreiend. Jedes einzelne Glas hatten sie an die Wände gefeuert und auf den Boden, bis keins mehr übrig war und der Boden unter ihren Sohlen knirschte, weil alles voller Scherben war.

Dann waren sie nach oben gegangen; fiebrig und aufgeregt und immer noch lachend. In jedes Zimmer hatten sie geschaut. In einem hatte sogar noch ein Bett gestanden; immer noch bezogen, voller Mäuseschiss und Taubenfedern. Und im Zimmer gegenüber hing der schöne Bernd an einem Strick von der Decke, ganz still. Zu dritt in der Tür stehend, waren sie auch ganz still geworden.

Sie stand da, wo sie damals gestanden hatte. Im Türrahmen. Durch das glaslose Fenster ragten die Zweige der jungen Birke, die außen auf dem Vorsprung im Mauerwerk wuchs. Die Blätter bewegten sich leicht in der aufkommenden Abendbrise. Die Luft war leicht und warm. Es überlief sie, aber es war kein unangenehmes Gefühl. Eher wie die Erinnerung an eine längst überwundene Angst. Noch ein Grund vielleicht, neben dem ewigen Rätsel, weshalb sie immer wieder herkam.

Ganz still hatte er gehangen, der schöne Bernd aus Raitenbühl. Sie kannten ihn alle drei. Er hatte die Fußballer trainiert, und im Kirchenchor hatte er gesungen. Für die Kirchenjugend waren sie alle drei noch zu klein gewesen und daher lange neidisch auf die Großen, weil die einmal im Jahr mit dem Bernd ins Zeltlager fahren durften; hinunter an die Donau.

Der Vater schlägt mich tot, hatte Wolfgang mit ganz kleiner Stimme gesagt. Der schlägt mich tot.

Unter dem schönen Bernd lag ein umgestürzter Wirtshausstuhl. Daneben ein Schuh. Den anderen hatte er noch an, aber einer lag am Boden. Daran erinnerte sie sich immer wieder. An den Schuh. Heute wusste sie: Er musste mit den Beinen im Todeskampf gestrampelt und dabei den Schuh verloren haben. Damals hatte sie das Bedürfnis gehabt, hinzugehen und ihm den Schuh wieder anzuziehen. Als ob sie dadurch alles wieder hätte gutmachen können.

So hatten sie dagestanden und ihn angeschaut.

Wir müssen es sagen.

Aber Wolfgang schüttelte wild den Kopf. Seine Stimme war so voller Angst, wie sie sie noch nie gehört hatte.

Wir haben doch alles kaputt geschlagen unten. Und sie haben es doch verboten. Wir hätten nie herkommen dürfen. Der Vater schlägt mich tot, wenn wir es sagen. Wirklich. Der schlägt mich tot.

Ja, sie hatten es ihnen verboten. Jedes Kind im Dorf wusste, dass der Steinbruch verboten war.

Wir dürfens nicht sagen. Ihr müsst schwören. Wir sagen nichts.

Der Abend kam. Draußen färbte der Himmel sich allmählich in sanften Farben. Manchmal hatte sie an solchen frühen Abenden aus dem Fenster der Schneiderei geschaut und sich gedacht, dass man den Himmel zuschneiden sollte, wenn er so gefärbt war. Weil Kleider aus solchem Stoff einen sicher glücklich machen konnten.

Sie sah aus dem Fenster, und gleichzeitig erinnerte sie sich, wie sie damals Wilhelm angesehen hatte.

Alle drei hatten sie noch einmal zum schönen Bernd geschaut. So gern wäre sie hingegangen und hätte ihm den Schuh wieder angezogen. Auf dem Tisch neben dem Fenster lag ein Zettel. Ein wenig Schnee war auch darauf geweht, aber man konnte ihn noch sehen. Warum sie ihn einsteckte, wusste sie nicht. Vielleicht, weil sie irgendwas tun wollte, wenn es schon nicht der Schuh sein konnte und irgendwie ein wenig Ordnung gemacht werden musste. Die beiden Buben sahen sie an.

Sie finden ihn eh, hatte Wilhelm schließlich unsicher gesagt und sie dazu nur genickt. Die Erwachsenen wussten wirklich fast immer alles, auch wenn man dachte, es wäre geheim. Sie gingen aus dem Zimmer und lehnten die Tür dann wieder so an, wie sie meinten, dass sie sie vorgefunden hatten.

Sie waren aus dem Haus gestürzt, waren mit dem Schlitten nach Hause gerannt, atemlos. Ihr habt geschworen, hatte Wolfgang am Dorfplatz gesagt, drohend fast, und war weitergelaufen zu sich nach Hause. Dabei hatten sie gar nicht geschworen, dachte sie damals. Sie jedenfalls hatte nichts gesagt.

Sie stieg wieder nach unten. Vorsichtig, manche Stufen waren schon morsch, und das Gelände war wacklig. Als sie aus dem alten Wirtshaus in

die späte Sonne trat und langsam zu ihrem Rad hinunterstieg, atmete sie so schnell, als wäre sie gelaufen.

Ja, dachte sie, als sie aus dem Steinbruch fuhr, ich bin wieder daheim. Im Guten wie im Schlechten.

Gertrud hatte die Fenster weit geöffnet, um die laue Luft hereinzulassen. Sie hätte gerne auf der Terrasse gedeckt und dort Abendbrot gegessen, aber dazu war es noch zu kühl. Außerdem lag die Terrasse nach Nordwesten. Weil der Pfarrgarten natürlich nach Süden liegen musste. Das Haus war über zweihundert Jahre alt, aber so war alles. So dachte man auf dem Dorf: Das Gemüse brauchte Sonne. Die Gäste des Pfarrers nicht. Nur im Hochsommer war es nicht schlecht. Dann war es dort angenehm. Die großen Steinplatten waren wunderbar kühl, und man brauchte keinen Sonnenschirm. Aber Hochsommer war es noch nicht.

Sie warf das Leintuch über den Tisch. Hermann machte sich nichts daraus, ob es ein Tischtuch gab oder nicht. Er würde es wahrscheinlich nicht bemerken, wenn er mit seinem Buch zum Essen kam, es neben seinen Teller legte und nebenbei aß. Er las nicht nebenbei, sondern aß neben dem Lesen. Das hatte sie am Anfang an ihm gemocht. Diese Verlorenheit in geistigen Dingen. Einer, den die Trümmer um ihn herum, der Hunger, das ganze Nachkriegselend nichts angingen. Ein Student, der lesend, traumverloren in einem leeren Park auf einer halb kaputten Bank sitzen konnte. Um sich herum kaum noch Bäume, weil die alle zum Heizen gefällt worden oder bei den letzten Angriffen verbrannt waren. Georg hatte ihn ihr vorgestellt. Lachend: Das ist Hermann. Der studiert richtig. Ihr Bruder war auch manchmal in anderen Sphären, aber nie so vergeistigt wie Hermann. Georg liebte auch die praktischen Dinge, hatte immer gerne Sachen auseinandergebaut und wieder zusammengesetzt. Wollte wissen, wie die Dinge im Innersten funktionierten. Vielleicht hatte er deshalb von Theologie zu Jura gewechselt. Hermann war bei Theologie geblieben.

Ja. Das war schön an ihm gewesen. Und, seltsam, die Bauern machten sich nichts daraus, dass er völlig unpraktisch war. Dass er dem alltäglichen Dorfleben so fremd war, wie man nur sein konnte. Vielleicht musste ein

Pfarrer für sie so sein. Eine Art Telefon zum lieben Gott. Sie verstanden nicht, wie er lebte, aber sie hatten einen Respekt vor ihm, den Gertrud sich nicht erklären konnte; einen Respekt, der nicht nur von seinem Amt kam. Auf sie erstreckte er sich nicht. Vielleicht war sie zu hochmütig. Sie wollte es nicht sein, aber dieser ganz leicht abfällige Ton, mit der in ihrer Hamburger Kaufmannsfamilie von Bauern gesprochen worden war, früher ... ganz verschwand der vermutlich nie, und wie sollte er auch, hier in diesem Kaff? Wo sie keine Terrassen gewohnt waren, die nach Süden gingen. Wo man kein Telefon im Haus hatte und dann eben zum Pfarrer oder zum Bürgermeister ging, wenn man einen Anruf zu machen hatte. Ihre Eltern hatten bereits vor dem Krieg Telefon gehabt. Ja, das war es wohl. Und sie war immer nur die Frau Pfarrer. Mit ihrem Namen war sie hier im Dorf noch nie angesprochen worden. Noch nie.

Sie holte die Gläser aus dem Schrank. Wasser für ihn und Wilhelm. Wein für sich. Es hatte ihr schon als kleines Mädchen gefallen, dieses Glas Wein der Eltern am Abend. In Hermanns Familie hatte es das nie gegeben, obwohl er aus der Weingegend kam und sie aus dem Norden. Pietisten.

Unten ging die Tür, und sie hörte Schritte. Wilhelm. Hermann ging ganz anders, viel schwerer, obwohl er so dünn war. Wilhelms Gang hörte sich jung an.

»Mama?«, hörte sie ihn rufen.

»Hier oben. Ich decke gerade. Abendbrot ist in fünf Minuten.«

Er nahm immer zwei Stufen, so wie sie, lehnte dann am Geländer und hob in dieser halb schüchternen, halb unbeschwerten Art die Hand. Wie frisch er aussah, auch am Ende eines Arbeitstags.

»Roberta ist wieder da«, sagte er ohne Übergang. Als Kind war er immer so gewesen. Sagte, was ihm durch den Kopf ging. Das war selten geworden. Umso schöner sein Lächeln jetzt.

Gertrud nickte.

»Ich habe sie gesehen, vorhin. Wie lange war sie weg? Verkäuferin hat sie gelernt, oder?«

»Schneiderin«, antwortete Wilhelm und sah für einen kleinen Augenblick aus dem Fenster hinüber zur Kirche. »Drei Jahre. Als ich in die elfte Klasse

gekommen bin, ist sie weg in die Stadt.«

Sie hob die Schultern.

»So ist das. Irgendwann geht es ins Leben. Sie kann froh sein, dass sie schon was gesehen hat von der Welt. Bei den meisten Dorfkindern ... na ja.«

Er sagte nichts. Nahm seine Tasche auf und ging in Richtung Bad.

»Ich komme gleich. Hände waschen.«

Gertrud nahm die Treppe nach unten, um den Wein zu holen. Sie spürte das kleine Lächeln in ihren Mundwinkeln. Es war so, als käme mit Wilhelm das Leben ins Haus zurück.

»Schau«, versuchte er zu erklären, »es ist nicht das Alter. Wenn du dreißig oder vierzig oder fünfzig bist, dann kokettierst du damit. Gott, bin ich alt, sagst du, wenn du fünfzig wirst, aber es geschieht mit einem Augenzwinkern; eine stillschweigende Übereinkunft mit den anderen, dass alles ja nur Spaß ist. Dass wir in Wirklichkeit jung sind. Stark. Unberührt von all dem, was unsere Omas und Opas hatten, als sie fünfzig waren. Aber jetzt ... Ich bin sechzig und eigentlich fühle ich mich noch wie fünfzig oder vierzig. Ich fahre Rad. Ich tanze. Ich spiele, und alles geht wie vorher. Aber heute lässt sich das Noch nicht mehr wegschieben. Jetzt ist in allem schon eine leise Unsicherheit, weil du weißt: Irgendwann hört es auf. Dieses Irgendwann ist aber nicht mehr das Irgendwann von früher. Dieses Irgendwann ist in drei oder fünf oder sieben Jahren. Es ist die Angst davor, das alles nicht mehr zu können, die mich umtreibt. Und die ist allgegenwärtig.«

»Warum musst du immer so theatralisch sein? Immer übertreibst du so!«

Katja wirkte ein bisschen genervt, als sie ihr Glas hob und einen Schluck nahm.

»Aber das tu ich doch gar nicht«, wehrte er sich. »Das ist wirklich so. Ich lese diese entsetzlichen Bücher, die alle sagen, das Alter sei doch wunderbar und überhaupt die beste Zeit im Leben, und ich denke dann, von denen hat wahrscheinlich keiner eine beste Zeit im Leben gehabt, und deshalb verwechseln sie ihre Nahtoderfahrungen mit einer Party und schreiben darüber, um der Altersarmut vorzubeugen.«

Es klappte. Er hatte sie wieder zum Lachen gebracht. Aber nicht überzeugt.

»Anton, du bist in einer Midlife-Crisis, seit du fünfundzwanzig bist. Was hat es für einen Sinn, sich damit zu beschäftigen, solange du dich gut fühlst? Du machst dir dein Jetzt kaputt.«

Sie klang eindringlich.

»Wir werden alle sterben. Alle. Aber wenn wir Glück haben, werden wir vorher alt. Wenn wir Glück haben! Du betrachtest das von der falschen Seite aus. Wahrscheinlich, weil du dich vor allem davor fürchtest, für die Mias dieser Welt nicht mehr attraktiv zu sein.«

Er fühlte sich getroffen, und das überraschte ihn. Für Katja war er immer ein offenes Buch gewesen. Aber war es wirklich nur das?

»Okay«, gab er zu, »vielleicht ist es auch das. Keiner will nur noch als geschlechtsloses Wesen wahrgenommen werden. Du willst eine Frau sein, oder? Und ich ein Mann. Ob wir das noch sind und nicht bereits Omas und Opas, das entscheiden wir nicht allein. Das liegt auch am Blick der anderen.«

Katja war ernst geworden.

»Du denkst an sie, oder? Immer wenn du dich in solchen Dingen verlierst, denkst du eigentlich an sie. Richtig?«

Er zögerte, aber dann nickte er.

»Ich kann nichts dagegen tun. Manchmal überfällt es mich. Wie aus dem Nichts. Wahrscheinlich immer dann, wenn ich sowieso an allem zweifle.«

Katja trank ihr Glas aus. Die Zitronenscheibe pusselte sie mit dem Strohalm heraus, um sie danebenzulegen. Nicht, um sie womöglich zu essen oder an ihr zu saugen, einfach nur, damit das Glas leer war. Hatte sie auch schon immer so gemacht.

»Kein so schönes Gefühl, sein Leben lang nur second best zu sein«, sagte sie leise.

Er wollte etwas antworten, aber sie winkte ab.

»Lass. Wir haben schon so oft darüber gesprochen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sie gestorben wäre. Vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall hat man gegen Träume als lebendiger Mensch keine Chance. Gegen einen Traum kann man immer nur verlieren.«

»Katja!«, begann er, aber sie machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Schon okay. Ich wollte sowieso gehen. Wir sehen uns, alter Mann«, sagte sie schnell, um den letzten Sätzen ein wenig die Schwere zu nehmen. Sie umarmten sich. Wie immer. Dann war sie gegangen, und er sah aus dem Fenster in den Abend. Gegen Träume hat man keine Chance. Aber das war es eigentlich nicht, was sie meinte. Es waren nicht die Träume, sondern das andere Leben, gegen das man keine Chance hatte. Das ungelebte Leben mit all seinen tausend Möglichkeiten, tausend Glücksmomenten, die vielleicht

alle hätten Wirklichkeit werden können. Nach denen sehnte man sich, weil man dieses Leben nicht gelebt hatte.

Er trank seinen Wein aus und bedeutete der Bedienung, ihm ein weiteres Glas zu bringen.

Ein morgendliches Theater war eine völlig andere Welt. Als ob man einen guten Freund noch vor dem Frühstück unangemeldet besuchte. Ein wenig verschlafen, noch nicht geduscht, wortkarg.

Anton kam durch den Bühneneingang; der Pförtner sah nur kurz von seiner Zeitung auf, drückte den Knopf, die Tür summte, und er ging durch. Hinter der Bühne, in der Verwaltung, war alles nüchtern. Vorne roter Samt, Stuck und Gold, hinten abgetretenes Linoleum, Wände, deren Weiß schon etwas vergraut war, ein Getränkeautomat, der aussah, als wäre er in den Neunzigern aufgestellt worden. Es hätte einen nicht gewundert, wenn er noch mit Markstücken funktionierte. Nur die Schilder an den Türen stellten leise raunend eine Verbindung zur magischen Welt der Bühne her. Intendanz. Maske. Gewandmeisterei. Wie sehr er diese alten Begriffe liebte, die es nur hier gab. Wer sagte denn heute noch Gewand?

»Anton!«

Die Sekretärin des Intendanten strahlte ihn an. Helga. Die war mindestens so lange hier wie der Getränkeautomat. Und sie mochte ihn.

»Ich war vorgestern drin. Sehr gut. Ich liebe die große Nummer auf dem Tisch. Stepptanz sieht man ja heute gar nicht mehr. Einfach großartig.«

Ihre Begeisterung machte ihn immer ein bisschen verlegen.

»Ist Werner schon da?«

Sie deutete auf die verschlossene Tür zum Büro und nickte.

»Die neue Intendantin auch. Geh doch gleich durch.«

Er kam zu ihrem Schreibtisch. Beugte sich vor und flüsterte:

»Wie heißt sie noch mal?«

Helga lachte lautlos und legte dann den Finger auf die Lippen.

»Bergedorf«, flüsterte sie.

Er hauchte ihr einen Luftkuss zu, klopfte und trat ein. Der Intendant kam hinter seinem Schreibtisch hervor und umarmte ihn, wie immer. Frau